

I

Grundlagen des Lernens

1

Spielend lernen – Spielräume erweitern

Ich wollte immer, dass meine Kinder vor allem eines sind: zufrieden und glücklich. Selbstständig sollten sie sein und kreativ, sich frei fühlen und gleichzeitig lernen, Hindernissen nicht aus dem Weg zu gehen und Krisen als Chance nutzen, um zu wachsen. Sie sollten entscheidungsfreudig sein. Ich habe mir gewünscht, dass sie ihr Potenzial ausschöpfen und dass sie einen Sinn in ihrem Leben sehen. Bei der Frage nach dem »Wie« bin ich in die gleiche Falle getappt wie viele Eltern. Ich habe mich dabei erwischt, dass ich viele Ideen hatte, wie das Leben meiner Kinder später konkret aussehen könnte. Ich glaubte ja, ihre Talente und ihre Veranlagungen zu sehen, und auf diesem Hintergrund schlich sich die eine oder andere Vorstellung bei mir ein, dies oder jenes könnte doch später vielleicht ein guter Beruf sein. Ich glaubte zu wissen, was meinen Kindern liegt und die Richtung zu kennen, in die es gehen könnte. Ich hatte keine genauen Pläne, aber Vorstellungen.

Rückblickend kann ich nur sagen, dass das, was meine inzwischen erwachsenen Kinder heute ausmacht, womit sie sich beruflich und privat beschäftigen, die Bereiche, in denen sie zufrieden und erfolgreich sind, definitiv nicht einmal annähernd auch nur als Idee auf meiner langen Liste

vorkamen. Noch schlimmer, sie kamen nicht nur auf meiner Liste nicht vor, sie existierten nicht einmal als Möglichkeit in meinem Kopf. Wenn wir also vielleicht gar nicht so genau planen und absehen können, wie unsere Kinder ihr Leben gestalten werden, was können wir ihnen dann mitgeben? Wie müsste die Bildung für unsere Kinder aussehen? Was brauchen sie von uns, um in dieser Welt bestehen zu können?

Die Antwort ist relativ einfach. Das Wichtigste, was Kinder zum Lernen benötigen, ist ein sicherer Hafen, ein sicheres Umfeld, Menschen, die eine intensive Beziehung zu ihrem Kind haben, ihnen Sicherheit geben. Eltern oder Gemeinschaften, die sich verbunden fühlen mit dem Kind, ihm etwas zutrauen und es inspirieren. Die es so annehmen und lieben, wie es ist. Das ist die Basis von allem. Der wichtigste Ort zum Lernen ist also die Familie, in der ein Kind seine Wurzeln nach unten strecken darf, um Halt zu bekommen, um sich dann nach oben entfalten zu können. In diesem sicheren Umfeld erleben Kinder die wichtigsten Lektionen des Lernens. Sie dürfen sein – sich entdecken – versuchen – ausprobieren – nachahmen – staunen – Spielräume erleben und ... spielen, spielen, spielen.

Im Spiel lernen Kinder unglaublich viel. Es ist ein Irrglaube, Spielen und Lernen seien zwei getrennte Dinge. Lernen ist ebenso wenig an die Schule und Tausende von Arbeitsblättern gebunden wie Spielen nur an speziell für Kinder vorgesehene Spielzeuge. Kinder, die ihre Entdeckerfreude ausleben dürfen, die von den Erwachsenen gesehen und ernst genommen werden, die sich begeistern können und sich anstecken lassen von der Begeisterung anderer, die sich gemeinsam kreativ auf den Weg machen, haben die beste Chance, ihr Potential zu entfalten, kreative Lösungen zu finden und neue Wege zu wagen.

Allerdings werden junge Eltern heute immer früher verunsichert und verspüren den Drang, in die Selbstentfaltung der Kinder einzugreifen. Dabei laufen sie Gefahr, statt Freiräume im Spiel zuzulassen, Impulse zu geben und auf kindliches Interesse zu reagieren, zu steuern und zu manipulieren. Das ist auch kein Wunder, werden sie doch von allen Seiten überschüttet mit Ratschlägen, die ihnen auflisten, was ihr Kind wann alles können oder haben müsse, um sich bestmöglich zu entwickeln. Auf MamaBlogs sind strahlende Mütter zu sehen, durchgestylt, ausgestattet mit Unmengen an Kreativität und Gelassenheit. Glückliche Kinder, die in die Kamera lächeln und natürlich das selbstgebastelte Spielzeug der Mama dankbar als Anreiz nehmen, um intensiv damit zu spielen. Und das Fazit heißt #Musthaves.

Ich beneide die jungen Eltern wirklich nicht, wenn man die Flut an Informationen bedenkt, die auf sie einprasseln. Beim Kinderarzt, im Kinder-

garten, in der Spielgruppe: Die Verunsicherung wird untereinander zusätzlich genährt durch ständiges Vergleichen, ob das Kind dies oder das auch schon könne, und das Vorführen der Kinder, zu zeigen, was er oder sie schon alles kann. Sicher wollen alle Eltern nur das Beste für ihre Kinder. Die Frage ist nur: Was ist das Beste und ist das Beste planbar?

Die Wirklichkeit sieht so aus, dass schon recht früh in den Köpfen vieler Eltern der Wunsch vorherrscht, dass ihre Kinder einen guten Beruf erlangen sollen, d.h. eine gute Bildung benötigen, d.h. einen guten Schulabschluss, d.h. gute Noten in der Schule, d.h. eine frühe Förderung ... damit all das gelingen kann. Was also ist der naheliegendste Gedanke für viele Eltern? Ganz einfach: »Man kann nicht früh genug anfangen!« In diesem Denk-Dilemma stecken viele Eltern unbewusst, da sie den Konkurrenzkampf in unserer Leistungsgesellschaft mitbekommen und sich Sorgen um die Zukunft ihrer Kinder machen. Eltern möchten das Beste für ihr Kind. Doch was ist dieses »Beste«?

Verunsicherungen dieser Art kenne ich auch:

Mein ältester Sohn bekam mit 4 Jahren Krankengymnastik verschrieben, was bedeutete, dass ich zwei Kinder, nämlich meinen Sohn und seine ein Jahr ältere Schwester, ins Auto packen musste, um in den 25 Minuten entfernten Nachbarort zu fahren. Dort musste ich meinen Sohn umkleiden und dann mit ansehen, wie er zunächst einmal 10 von den kostbaren 25 Minuten, die ihm verschrieben wurden, damit verbrachte, an meinem Hosenbein zu kleben, nur damit er dann mit viel Überredungskunst nach 10 Minuten lustlos und unmotiviert begann mitzumachen. Die junge Frau wollte seinen Gleichgewichtssinn trainieren, und dazu sollte mein Sohn über unterschiedliche Kissen und Hindernisse laufen, die sie im Raum verteilt hatte. Nach dem 4. Termin traf ich eine Entscheidung und meldete ihn ab. Das musste doch auch mit mehr Begeisterung und geringerem Aufwand für mich als Mutter gehen. Also gingen wir häufiger in den Wald und jedes Mal querfeldein. Das bedeutete: Hinsehen, die Füße heben, Hindernisse wie Äste und Baumstämme übersteigen, balancieren auf Baumstämmen und sich den unterschiedlichen Bodenbeschaffenheiten anpassen. Wir hatten Spaß, und ganz nebenbei trainierte mein Sohn seinen Gleichgewichtssinn.

Was mich damals ermutigt hat, diese Entscheidung so zu treffen, ist eigentlich ein offenes Geheimnis. Ich habe auf meinen Bauch gehört und das sollten Eltern häufiger tun.

Manchmal wird uns Erwachsenen der Blick für das Wesentliche verschleiert, weil wir Angst vor dem möglichen eigenen Versagen haben oder weil wir glauben, nicht genug getan zu haben. Wenn wir den Schleier der Angst, der beständig »Aber, aber, aber...« ruft, ignorieren oder zur Seite schieben, bin ich sicher, dass es in den Antworten von Eltern einen Konsens gibt: Wir möchten, dass unsere Kinder zufrieden und glücklich sind und dass sie eine positive Lebenseinstellung haben.

Ich habe über die Jahre viele Eltern kennengelernt, die kamen und erzählten, dass ihr Gefühl ihnen sagte: »Da stimmt etwas nicht. Mein Kind versteht viele Dinge nicht und ich glaube, da versteckt sich mehr dahinter.« In den meisten Fällen stimmte das Bauchgefühl der Eltern, und entweder waren die Kinder maßlos überfordert, unterfordert, kamen mit den Inhalten nicht zurecht oder hatten andere Schwierigkeiten. Diese Eltern sorgten sich und spürten, dass ihre Kinder sich veränderten, unzufrieden wurden und litten. Wenn Eltern eine gesunde Beziehung zu ihren Kindern haben, ist das Bauchgefühl oftmals ein sehr guter Gradmesser.

Das Bauchgefühl von Eltern wahrzunehmen und ihm zu vertrauen, heißt nicht zwangsläufig, dass Pädagogen sofort eine Lösung für die Schwierigkeit des Kindes präsentieren können und müssen. Doch Pädagogen sollten hier sensibel und feinhörig sein und ihr Unterscheidungsvermögen schulen. Denn das schrittweise Suchen von Lösungen ist ein wichtiger Baustein des Lernens. Das gilt auch für uns Erwachsene.

Auch ich erlebte in den letzten 25 Jahren immer wieder Situationen, in denen ich mir und meinem Gegenüber eingestehen musste, dass ich keine sofortige Lösung griffbereit hatte. Aber genau durch diese Herausforderungen fielen mir neue kreative Wege ein und ich habe am meisten hinzugelernt.

Grundsätzlich ist es so: Ein Kind möchte gesehen werden und das heißt im schulischen Kontext, dass es dort Menschen geben muss, die das Kind wahrnehmen und als Subjekt behandeln. Angesprochen sind damit alle Personen, die Lernprozesse begleiten. Beziehung ist aber nicht gleich Beziehung. Hinter einer Äußerung wie: »Ich habe nichts gegen das Kind!« steht sicherlich keine ausreichend positive Grundeinstellung dem Kind gegenüber. Gemeint sind wirklich wohlwollende Beziehungen. Beziehungen, die Kinder motivieren, die Welt zu entdecken und zu erobern. Das kann die Welt der Zahlen und Wörter, der Sätze und Geschichten sein, die Welt der Tiere, Entdeckungen, der Musik und des Sports. Wenn Begeisterung ins Spiel kommt, steigert das die eigene emotionale Beteiligung, und diese wird zu einer zündenden Kraft. Genauso lernen Kinder im Spiel.

Im spielerischen Lernen ist der Moment, in dem ein Aha-Effekt passiert, nicht planbar.

Jasper ist 6 Jahre alt und bei uns zu Besuch. In tiefe Gedanken versunken schaut er aus dem Fenster und beobachtet einen Möbelwagen, der vor einem Mehrfamilienhaus parkt. Nach und nach tragen zwei Männer mehrere Möbel in den Wagen. Plötzlich dreht Jasper sich zu mir um und fragt nachdenklich: »Wenn einer eine Wohnung hat und dann umzieht, dann zieht doch ein Neuer ein, oder?« »Ja«, antworte ich, »dann kann die Wohnung neu vermietet werden und ein anderer zieht dort ein.« Eine kurze Pause entsteht, und Jasper schlussfolgert weiter: »Aber der hat doch vorher auch eine Wohnung gehabt? Zieht dann da auch wieder ein Neuer ein?« »Ja«, antworte ich, »auch in diese Wohnung zieht dann wieder jemand anderes ein.« Wiederum denkt Jasper einen Moment nach, dann setzt er seine Gedanken laut fort: »Aber wenn einer umzieht, und dann noch jemand und noch jemand, dann ...« Er seufzt und sagt mehr zu sich selbst: »Dann ist ja die ganze Welt in Bewegung!«

Wie diese Geschichte zeigt, verlaufen diese Aha-Momente nicht immer laut und spektakulär. Es passiert einfach, aber jedes Mal, wenn es passiert, ist das beglückende Gefühl, das damit verbunden ist, gleichzeitig auch der innere Antrieb weiterzumachen.

Was bedeutet das aber für das schulische Lernen? Heißt das, dass Erfolge nicht planbar sind? Bis zu einem gewissen Grad sind sie tatsächlich nicht planbar, doch je mehr wir über die Lernprozesse wissen, desto mehr können wir die Lern- bzw. Spielräume gestalten. Immer da, wo Kinder als vollständige Persönlichkeiten gesehen werden und emotional beteiligt sind, wird der Nährboden für solche Aha-Effekte bereitet.

Meine Schülerin Samira, die eine Rechenschwäche hat, kann sich einfach nicht merken, wie viele Monate ein Jahr hat. Sie verwechselt dabei häufig die Anzahl der Wochentage, die Anzahl der Tage eines Monats oder sie rät einfach: »Zwanzig? Dreißig?« Wenn ich Samira frage, ob sie eine Möglichkeit weiß, sich hier weiterzuhelfen, nickt sie und beginnt sich das Lied von Rolf Zuckowski »Die Jahresuhr« vorzusingen. Dabei zählt sie mit den Fingern die gesungenen Monate ab.

Nachdem sie sich seit Wochen die Anzahl der Monate nicht sicher merken konnte, schaut sie mich enttäuscht an und seufzt: »Ich bin echt dumm, dass ich mir das nicht merken kann!« »Aber nein,« erwidere ich, »mir ist einfach auch noch keine gute Idee gekommen, wie man sich das besser merken kann.«

Zum Glück aber kam mir die passende Idee an einem der nächsten Tage. In der nächsten Stunde erzähle ich Samira davon: »Weißt du, ich

kenne das Lied ›Die Jahresuhr‹ mit den Monaten jetzt schon seit vielen Jahren, aber ich habe mir noch nie Gedanken darüber gemacht, warum Rolf Zuckowski das Lied ›Die Jahresuhr‹ genannt hat.« Ich nehme eine große Uhr zur Hand und fordere Samira auf: »Sing doch bitte einmal das Lied und starte beim Januar mit deinem Finger oben auf der Uhr bei null Uhr. Mit jedem Monat, den du singst, gehst du mit dem Finger eine Zahl weiter auf der Uhr. Mal sehen, wo du ankommst.«

Erstaunt stellt Samira fest, dass sie genau wieder oben bei der 12 ankommt nach einem Jahr auf der Jahresuhr. Wir drehen noch eine Runde auf der Uhr mit dem Lied, um sicher zu sein, dass das kein Zufall war, dass es genau 12 Monate sind – genau wie die Zahlen auf der Uhr.

Und tatsächlich: Wieder landet Samira bei der 12. »Ach so«, höre ich sie plötzlich lachen. »Das ist ja ganz einfach. Das Lied heißt ›Die Jahresuhr‹, weil in einem Jahr so viele Monate sind wie große Zahlen auf der Uhr. Dass 12 Zahlen auf der Uhr sind, weiß ich ja. Dann weiß ich ja auch, wie viele Monate es gibt.«

Als Samira in der nächsten Woche kommt, frage ich sie im Verlauf der Stunde, ob sie noch weiß, wie viele Monate ein Jahr hat. Sie sagt mit ernstem Gesicht: »Dreizehn?«, dann grinst sie und sagt: »Scherz! Natürlich zwölf!«

Wenn man sich mit dem Lernen beschäftigt, stellt sich zwangsläufig die Frage: Ist unser Schulsystem in seiner jetzigen Form wirklich geeignet, um junge Menschen auf die Veränderungen des Lebens, so wie sie auf sie zukommen, genügend vorzubereiten? Ein grundlegendes Umdenken würde zwangsläufig wesentliche Veränderungen im Schulsystem nach sich ziehen müssen, die zum Teil lange überfällig sind.

Die Frage, die sich mir stellt, ist folgende: Wie können wir das Gefühl einer Schul-Pflicht wandeln in das Gefühl einer Schul-Chance? Kinder gehen erwartungsvoll in die Schule, sie wollen Lesen und Schreiben lernen, sie wollen mit Zahlen umgehen können, und die meisten von ihnen haben spielerisch schon die ersten Erfahrungen damit gesammelt. Gerade noch haben sie gespielt, und jetzt mit der Schule beginnt der »Ernst des Lebens«. Das sollte so nicht sein. Das Spiel sollte weitergehen, das Lernen sollte auch weiterhin eng mit dem Gefühl des Entdecken-dürfens verbunden sein, dem Wissen, dass ich in meinem eigenen Tempo und auf meine Art lernen darf, dem Vertrauen darauf, dass man mich mit meinen Stärken sieht und mich darin unterstützt, so zu lernen, wie es für mich am leichtesten ist.

Ich habe in meiner Praxis mehrere Tausend Kinder kennen gelernt, und sie alle waren so verschieden. Da gibt es die, die entspannt vom Klassen-

verband Anschluss finden und sich in einer Gruppe wohlfühlen. Doch es gibt auch die Individualisten, die Anders-Denker, die Dinge viel mehr hinterfragen, die kein »Gruppentyp« sind. Es gibt die, die Dinge gerne selbst gestalten und entscheiden, wie der Weg aussehen soll, den sie gehen. Es gibt auch die, die es – unabhängig von der Erziehung – eher zu schätzen wissen, wenn man ihnen eine Richtung vorgibt und sie sich an festen Strukturen orientieren können. Kinder sind geprägt durch sehr unterschiedliche Erfahrungen, sie haben unterschiedliche Charaktere und Talente. Daneben bringt jedes Kind seine individuelle Geschichte mit, verbunden mit all den Erfahrungen, die es im bisherigen Leben gemacht hat. Manche haben mit Schwierigkeiten zu kämpfen oder sehen sich ständig Herausforderungen gegenübergestellt. All diese wunderbar verschiedenen Kinder haben ihre Berechtigung und sollten die Chance haben, mit ihrer Art im Schulsystem angenommen und gesehen zu werden. Sie sollten vielfältige Impulse bekommen und inspiriert werden, ihre ganz individuelle Art zu leben. Sie sollten spielend lernen dürfen und Lernen als Chance erfahren.

Was wir wollen, sind lebensfrohe, selbstbewusste Kinder. Kinder, die sich etwas zutrauen. Kinder, die ihr Potenzial entfalten, die zu verantwortungsvollen Menschen heranreifen. Kinder, die die Welt mit allem entdecken, die die Welt mitgestalten und Verantwortung für sich und andere übernehmen. Damit dies gelingt, müssen wir die Kinder nicht nur abholen, wo sie stehen, sondern wir müssen sie auch wahrnehmen mit allen ihren Eigenschaften und persönlichen Nuancen.

Doch was bedeutet das ganz konkret?

Noah hat einen extrem hohen Bewegungsdrang. Es gelingt ihm in der Schule nicht, länger als 5–10 Minuten auf dem Stuhl zu sitzen. Seine Konzentration bei schulischen Aufgaben ist ausgesprochen schlecht. Es dauert manchmal ewig, bis er anfängt, sein Durchhaltevermögen ist gering und schnell wendet er sich immer wieder neuen und interessanteren Dingen zu, erledigt die Aufgaben flüchtig oder gar nicht.

Hinzu kommt seine mangelhafte Feinmotorik, und überhaupt scheinen all seine Bemühungen nicht zu einem zufriedenstellenden Erfolg zu führen. Er erwartet schon gar nicht mehr, dass er es lernen wird, er hält sich für zu dumm. Konzentrationsprobleme und ADHS stehen als Diagnose im Raum. Aber kann er sich wirklich nicht konzentrieren?

Steht Noah als Torwart auf dem Fußballfeld im Tor, ist er großartig. Stundenlang ist er hochkonzentriert, wenn er auf dem Fußballfeld trainiert. Jedem ankommenden Ball springt Noah mit unfassbarer Genauigkeit entgegen und fängt ihn mit großer Geschicklichkeit. Und Noah ist

richtig gut. Was er hier auf dem Platz zeigt, hat schon ein sehr hohes Level.

Aber sich beim Lesen und Schreiben zu konzentrieren ist eine Qual für ihn. Rechnen und Zahlen hingegen mag er, aber bitte nicht auf einem Arbeitsblatt, auf dem er wieder einen Stift in die Hand nehmen muss. Also starten wir ohne Stift und Papier. Noah hat in dieser gemeinsamen Lerntherapiestunde wieder einmal die Fünf-Minuten-Grenze geknackt und fällt vom Stuhl. Aber die Annahme, dass dies bedeutet, dass er nicht mehr lernen will, stimmt nicht. Auf meine Frage, ob ich ihm Rechenaufgaben stellen soll, während er seinen Körper bewegt, antwortet er sofort mit »Ja« und fügt hinzu: »Aber nicht so leichte wie letztes Mal.« Noah liegt also neben dem Tisch auf dem Boden und dreht seinen kleinen Körper um die eigene Achse. Und das mit hoher Geschwindigkeit. Mir wäre schon längst schwindelig geworden, ihm aber nicht. Ich nenne die erste Aufgabe, und was man jetzt beobachten kann ist, dass er manchmal, wenn die Antwort nicht ganz automatisch kommt, kurz innehält mit seinen Bewegungen, überlegt, die Antwort sagt und dann erleichtert seinen Körper wieder in Fahrt bringt.

»Fällt« Noah in der Schule aufgrund seiner körperlichen Unruhe vom Stuhl, gibt es die Erlaubnis, nach draußen zu gehen und sich auf dem Schulhof zu bewegen. Im zweiten Schuljahr erhält er einen I-Helfer, der mit ihm herausgeht. Allerdings haben die vielen Unterbrechungen und seine Abwesenheit im Klassenverband schon jetzt dazu geführt, dass er vieles nicht mitbekommen hat. Die Lücken zu den Gleichaltrigen werden somit auch durch die fehlende Anwesenheit noch größer. Er hinkt also ziemlich hinterher und seine Motivation, Lesen und Schreiben zu lernen, sinkt. Obwohl ... können möchte er es schon.

Noah ist ein typisches Beispiel dafür, dass die Motivation sinkt, wenn sich der Erfolg, den ich erwarte, einfach nicht spürbar einstellen will. Hinzu kommt jedoch noch ein weiteres Problem. Da Noahs Verhalten nicht angepasst erscheint, muss er sich ständig ermahnende Sätze anhören, wie: »Jetzt fang doch mal an!« oder »Noah, die Ansage gilt auch für dich!«

Das Problem in der Schule sind für Noah unter anderem auch die vielen Reize, die bei ihm zu einer permanenten Reizüberflutung führen. Wichtiges von Unwichtigem zu unterscheiden, fällt ihm in der Schule schwer. Auf dem Fußballplatz und in anderen Zusammenhängen gelingt ihm dies jedoch durchaus. Eine kleinere Lerngruppe mit mehr Bewegungselementen und mehr Spielen und kürzere Lerneinheiten wären toll für ihn. Daneben Aktionen, bei denen er sich in seinem Tempo und in seinem Element erfahren darf.